

Zeitpunkt

BERNER ZEITUNG

www.bernerzeitung.ch

29

Wie das Zuschlagen alltäglich geworden ist

GEWALT

Im Schatten der Postgasse

Nur zwei Tage nach dem Postgasse-Vorfall wurde 2003 H.D. überfallen. Die heute 62-Jährige berichtet von ihrer anhaltenden Erschütterung. **SEITE 31**



Spuren der Gewalt an einem normalen Wochenende: Mann mit Kopfverletzung, 2007 auf dem Notfall des Berner Inselspitals.

10 JAHRE POSTGASSE-ÜBERFALL Im Mai 2003 empörte sich Bern über einen Gewaltexzess: Sieben junge Männer schlugen nachts einen Velofahrer in der Postgasse brutal zusammen. 10 Jahre später meldet sich das gezeichnete Opfer zu Wort. Einer der Täter ist noch im Gefängnis. Die bittere Bilanz des Postgasse-Falls: Der Aufschrei ist verhallt, die Gewalt normal geworden.

Zart beginnt die Gitarre, bevor der Sänger einsetzt: «That nothing comes from violence, and nothing ever could, lest we forget how fragile we are» – dass aus Gewalt nichts entsteht oder jemals entstehen könnte und dass wir nicht vergessen sollten, wie zerbrechlich wir sind.

Normalerweise zitieren Richter keine Rocktexte. Doch Gerichtspräsident Hanspeter Kiener gebrauchte diese unjuristischen Worte aus dem Song «Fragile» des britischen Musikers Sting, als er im Sommer 2005 vier volljährige junge Schläger nach beklemmenden Prozesstagen schuldig sprach. «Warum haben sie vergessen, dass Menschen so zerbrechlich sind?», fragte Kiener bei seiner Urteilsbegründung – und erhielt keine Antwort.

Unvorstellbare Brutalität

Zerbrochen ist vor 10 Jahren, in der Nacht auf den Sonntag, 11. Mai 2003, S. H., ein damals 40-jähriger Fachhochschuldozent. Mit dem Velo auf dem Heimweg begegnete er gegen zwei Uhr früh in der Berner Postgasse sieben jungen Männern im Ausgang und wurde zufälliges Opfer einer Gewaltbereitschaft, «die menschliches Vorstellungsvermögen übersteigt», wie das Kreisgericht Bern-Laupen später festhielt.

Um an ein paar Franken für den Moonliner zu kommen, holten die zugehörnten Täter den

Mann vom Velo, schlugen und traten, als er schon auf dem Boden lag, gegen seinen Kopf, immer wieder, und liessen ihn danach liegen, blutend, bewusstlos, während sie in einer Bar am Kornhausplatz ihre Tat feierten. Kurz darauf wurden die jungen Männer von der Stadtpolizei festgenommen und der Justiz zugeführt. Bern erschauerte ob dieser bisher nicht erlebten Brutalität.

Zum IV-Rentner geprügel

S. H. überlebte den Gewaltexzess nur knapp. Er erlitt schwere

Schädel- und Hirnverletzungen, lag sechs Wochen im Koma. 10 Jahre später sitzt sein Bruder, Ueli H., am Besprechungstisch im Büro der Gesundheitsinstitution, in der er als Arzt tätig ist, und betrachtet nachdenklich ein Foto neueren Datums. Es zeigt S. H., das Postgasse-Opfer, an seinem 50. Geburtstag. Ein zurückhaltend wirkender Mann mit angedeutetem Lächeln.

«Mein Bruder muss seit dieser Gewalttat mit schweren Einschränkungen leben, beruflich wie privat», sagt Ueli H. Äusserlich sichtbare Folge der Hirnverletzung ist eine Gehbehinderung. Doch wie andere Hirnverletzte auch, kämpfte S. H. auf seinem Weg zurück ins Leben vor allem mit den versteckten Schäden. Hirnverletzungen betreffen oft

die Persönlichkeit. Am meisten zu schaffen mache S. eine grosse Unsicherheit, erzählt der Bruder. Er sei übervorsichtig und wenig belastbar, müsse bei Überforderung manchmal erbrechen, sei vergesslich und könne sich schlecht konzentrieren.

Die Folgen der Gewalteinwirkung auf seinen Kopf sind so gravierend, dass S. H. keiner Erwerbsarbeit mehr nachgehen kann. Die Täter haben ihn zum IV-Rentner geprügel, und zwar hundertprozentig. Anfängliche Versuche, mindestens im Teamteaching doch wieder zu unterrichten, mussten abgebrochen werden. S. H. war dem Druck nicht mehr gewachsen. Ein grosser Sinnverlust für den ausgeprägten Kopfmenschen und studierten Historiker, der seinen

«Der Nachbarshund bellt mich an, weil er besser realisiert als ich, dass ich auffallend gehe.»

S. H., Postgasse-Opfer

«Neue Dimension in Bern»

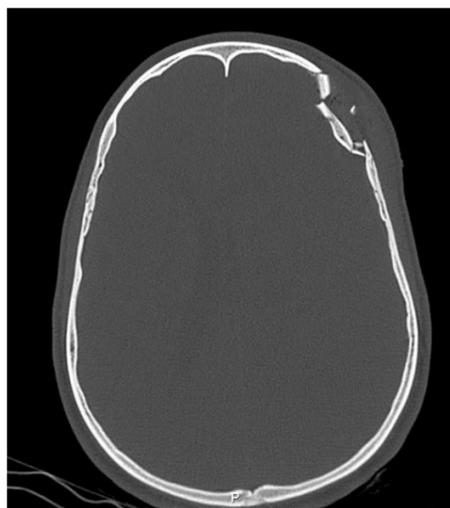
Das Mitgefühl mit S. H. war gross damals im Frühling 2003. Gut zwei Wochen nach der Tat nahmen 1500 Personen an einem Schweigemarsch gegen Gewalt teil, darunter die gesamte Kantonsregierung. Der Marsch führte am Tatort in der Postgasse vorbei. Es war auch ein Unbehagen, das die Menschen auf die Strasse trieb. Denn es hätte jeden und je-

Fortsetzung auf **SEITE 30**

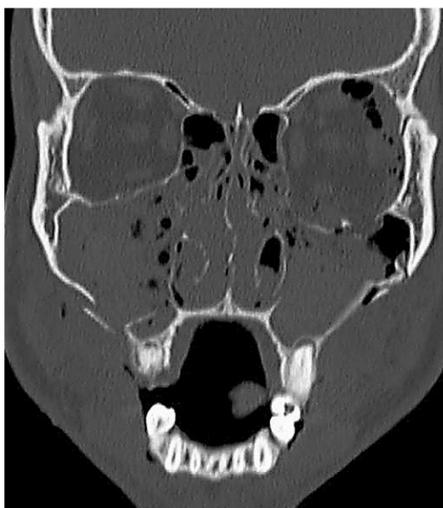
VOR 10 JAHREN

Fanal Postgasse In ihrer Kurznachrichtenspalte berichtete diese Zeitung am 16. Mai 2003 lapidar: «Wie die Polizei erst gestern bekannt gab, wurden in der Nacht auf Sonntag zwei Männer in der Post- respektive in der Münsterergasse zusammengeschlagen und ausgeraubt. Ein Opfer musste mit lebensgefährlichen Kopfverletzungen hospitalisiert werden. Im weiteren Verlauf der Woche verhaftete die Polizei die Täter. Die 17- bis 21-Jährigen sind geständig. Weitere Hinweise zu den brutalen Überfällen nimmt die Stadtpolizei Bern entgegen.»

Was für ein einschneidendes Ereignis der Überfall an der Postgasse am **11. Mai vor 10 Jahren** war, wurde ein paar Tage später klar. Am 20. Mai 2003 zitierten die Berner Zeitungen die zuständige Untersuchungsrichterin, die von einer «absolut ungläublichen Gewaltorgie» sprach, die «neu für Bern» sei. *zp*



Schädelbruch nach Gewaltübergreif auf einem Röntgenbild des Notfallzentrums im Berner Inselspital.



Frakturen eines Gesichtsschädels und Zahnverletzung nach Wochenendschlägerei im Ausgang. *zvg/Inselspital*

Fortsetzung von SEITE 29

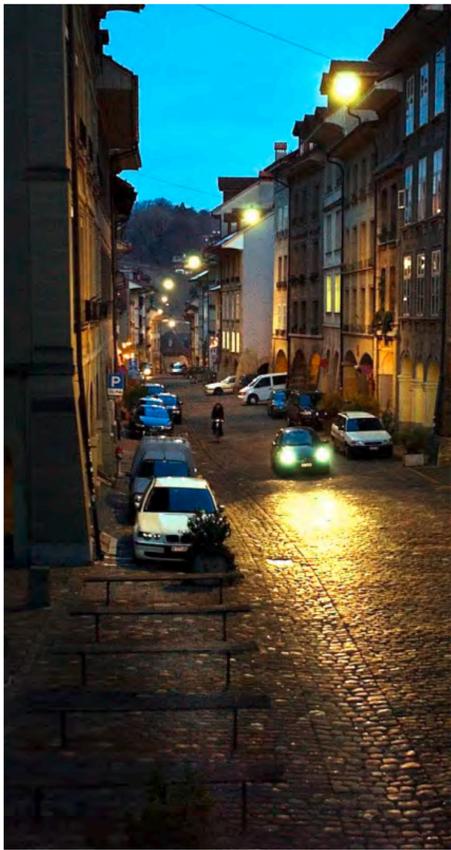
Wie das Zuschlagen alltäglich geworden ist

de treffen können, die in jener Nacht in Berns Altstadt unterwegs waren.

Mit der Gewalttat an der Postgasse war in der beschaulichen Bundesstadt eine Grenze überschritten worden. Man war sich einig, dass eine Reaktion erfolgen, ein Zeichen gegen Gewalt gesetzt werden müsse. So hiess es unisono in Politikervoten, Leserbriefen, Zeitungskomentaren. So etwas dürfe nie wieder passieren. Jetzt gelte es Lehren zu ziehen.

Dass die Gewalt eine ungewohnte Dimension angenommen hatte, fiel auch den juristischen Profis auf. «Jugendliche, die sich zusammenschliessen, um den Nächsten besten halb tot zu schlagen – das war ein relativ neues Phänomen für die Stadt», blickt Fürsprecher Manuel Rohrer 10 Jahre später zurück. Er verteidigte damals einen der Postgasse-Täter vor Gericht. Fürsprecher Daniel Wyssmann, der am Prozess das Opfer vertrat, sieht die Postgasse-Tat aus heutiger Sicht als «Einschnitt». Behörden und Politiker seien bezüglich des Gewaltpotenzials gewisser Jugendlicher wachgerüttelt worden: «Und zwar unabhängig vom Parteibüchlein.»

«Die Medien bauschten den Fall auf, das hat mich gestört. Das Gericht stand unter Druck, keine «Kuscheljustiz» zu betreiben», erinnert sich Lukas Bürge. Als junger Fürsprecher verteidigte auch er einen der Postgasse-Täter. Seit jener Tat, so sein Eindruck, fälle die Berner Justiz bei Gewaltdelikten junger Erwachsener härtere Urteile.



Der Tatort vom 11. Mai 2003: Die Postgasse in Berns Altstadt.

Walter Pfiffli

Täter sahen sich als «Gang»

Die öffentliche Empörung galt den Tätern, sieben jungen Männern aus der Region Bern, damals im Alter zwischen 17 und 21 Jahren. Fünf Schweizer, ein Kosovare, ein Spanier. Drei von ihnen waren zur Tatzeit minderjährig. Einige hatten eine Heimkarriere hinter sich, andere stammten aus einem intakten Familienverhältnis. Sie sahen sich als «Gang» und standen auf Gewaltfilme. Kurz vor der «massiven Entladung» – wie es in den Gerichtsakten heisst – in der Postgasse hatten sie an der Münstergasse schon einen Anwohner angegriffen.

Am Prozess bekundeten die Täter Reue und gaben an, sich nicht erklären zu können, warum sie derart unbarmerzig auf einen Wehrlosen eingetriggelt hatten. Das Gericht verurteilte die vier Volljährigen wegen versuchter vorsätzlicher Tötung sowie qualifizierten Raubs mit schwerer Körperverletzung. Es sprach drei Gefängnisstrafen zwischen 6½ und 11 Jahren aus. Den Vierten, einen Mitläufer, schickten die Richter für 4 Jahre in eine Arbeits Erziehungsanstalt, heute Massnahmenzentrum genannt. Das Obergericht bestätigte später die Urteile. Die drei minderjährigen Täter hatten sich vor Jugendgericht zu verantworten, sie wurden in für Jugendliche zuständigen Institutionen untergebracht.

Wo die Täter heute stehen

Heute sind die jungen Schläger von damals erwachsene Männer im Alter zwischen 27 und 31 Jahren. Bereits im Sommer 2009 kam jener zur Tatzeit 18-Jährige frei, den das Gericht zur Arbeitserziehung verurteilt hatte. Er hat sich wieder in die Gesellschaft integriert. Gerne hätte man erfahren, wie er die Ereignisse von damals sieht. Doch der 28-Jährige lehnt die Anfrage ab. Über seinen damaligen Anwalt lässt er ausrichten, er wolle nach vorne schauen und die Vergangenheit so gut wie möglich hinter sich lassen.

Immer noch im Gefängnis sitzt ein Mittäter, der die Strafe noch nicht fertig verbüsst hat. Gesichert ist zudem: Einer der damals jüngeren Postgasse-Täter ist als Erwachsener nun wieder in ein Strafverfahren wegen Körperverletzung verwickelt. Es geht um einen Vorfall vom Herbst 2011 an einem Festival ausserhalb von Bern. Der Sprecher der Staatsanwaltschaft, Christof Scheurer, bestätigt, dass

bei der Staatsanwaltschaft Bern-Mittelland ein Verfahren hängig sei. Vorerst gilt für den Betroffenen die Unschuldsumutung.

Optimistische Justiz

Was hat der Postgasse-Schock bewirkt? Eines jedenfalls nicht: dass irgendwo systematisch erfasst wird, wie viele jugendliche Gewalttäter rückfällig werden. Hinweise dazu liefert einzig eine 2009 publizierte Studie der Massnahmenzentren Archhof BL und Uitikon ZH, wo auch Postgasse-Täter einsassen. Knapp zwei Drittel der jungen Männer, die die beiden Zentren zwischen 1994 und 2003 verlassen hatten, delinquirten wieder. Doch immerhin nahm die Gewaltbereitschaft ab: Nur knapp 17 Prozent fielen später wieder mit einem Gewaltdelikt auf.

Claudia Widmer, seit verganginem Jahr leitende Jugendanwältin in Bern, erklärt das Prinzip des Jugendstrafrechts: «Im Fokus jeder angeordneten Massnahme steht der gesetzliche Auftrag von Schutz und Erziehung des Jugendlichen.» Die Jugendanwaltschaft überprüft jährlich die von ihr angeordneten Massnahmen, die von Begleitung über Therapie bis zu Unter-



Der Schock vor 10 Jahren: Am 28. Mai 2003 passieren auf dem Marsch gegen Gewalt 1500 Personen den Tatort an der Postgasse.

Daniel Fuchs

bringung und Strafe reichen können. Doch mit 22 Jahren ist von Gesetzes wegen Schluss. Dann verliert die Jugendanwaltschaft ihre Klientel aus dem Blickfeld. Widmer setzt auf das System: «Die Mehrheit der Massnahmen dürfte erfolgreich beendet werden.» Es gebe keine Hinweise, dass das Jugendstrafrecht versagt hätte.

Postgasse als Warnsignal

Eines haben Jugendgewaltsbrüche wie jener von Bern zweifellos ausgelöst: eine Debatte darüber, ob Repression oder Prävention die Gesellschaft besser vor solchen Taten schützt. Und wie sich die zunehmenden Auswüchse städtischen Nachtlebens – Gewalt, Beschüfnisse, Vandalismus – bekämpfen lassen. Der Fall Postgasse wurde zum frühen Warnsignal einer Problematik, die die Schweiz seit ihrem Jahr wieder beschäftigt hat. Etwa 2009, als drei Zürcher Schüler auf einer Klassenreise in München fünf Männer zum Teil schwer verletzt. Das Setting der Tat gleich jenem in der Postgasse.

Die Behörden begannen, Papiere zu produzieren. Mehrere Kantone, darunter Bern, gaben sich Programme zur Gewaltpräven-

tion. 2011 lancierten Bund, Kantone und Städte das gross angelegte Programm «Jugend und Gewalt». 2010 überwies das bürgerliche Berner Kantonsparlament einen Vorstoss gegen Killergames. In der Stadt Bern sagte das mehrheitlich rot-grüne Parlament Ja zur Videoüberwachung im öffentlichen Raum – noch ist allerdings keine Kamera installiert. Das Stimmvolk sprach sich dafür aus, in der Stadt mehr Polizei patrouillieren zu lassen und den Stellenetat des Gassendienstes Pinto zu erhöhen. Regionsgemeinden wie Kehrsatz und Wohlen erproben Ausgangssperren, was Widerstand provoziert.

Der Aktivismus vermag die Ratlosigkeit nicht zu verborgen. Soll eine liberale Gesellschaft Freiheiten einschränken, um die Freiheit zu schützen? Ist Repression mehr als eine markige Geste? Und Prävention bloss gut gemeint? Die Debatte darüber verharft oft in weltanschaulichen Gegensätzen.

Es wird weiter zugeschlagen

Wie verbreitet ist das Paustrecht in der Berner Jugend, 10 Jahre nach der Postgasse-Tat? Kann man den Statistiken trauen, die einen Rückgang der Jugendkriminalität aus-

weisen? Ja, glaubt Jugendanwältin Claudia Widmer: «Jugendgewalt kann heute in Bern nicht als grosses Problem bezeichnet werden.» Zwar habe sich die Jugendanwaltschaft immer noch mit Gewaltdelikten bei Jugendlichen zu befassen. Doch nur jeweils rund 3 Prozent aller Delikte, bei denen es seit 2007 zu Verurteilungen kam, betrafen laut Widmer den Bereich Leib und Leben. Allerdings: Gemäss der Berner Kriminalstatistik 2012 ist die verübte Gewalt zwar bei Minderjährigen, aber nicht bei jungen Erwachsenen zurückgegangen.

Der juristischen Sicht hält Chefarzt Aristomenis Exadaktylos die Realität des Notfallzentrums entgegen. Wochenende für Wochenende landeten junge Verletzte bei ihm auf der Notfallaufnahme des Inselspitals. Nicht alle tauchen später in der Strafstatistik auf. Je nach Saison sehen Exadaktylos und sein Team pro Wochenende fünf bis zehn Patienten mit Verletzungen, die von Gewalt herrühren. Meistens sind es junge Männer, ist für die Medizin nicht von Belang. Fast alle Eingelieferten haben Alkohol und Partydrogen intus. Bereits 2007 zeigte Exadaktylos mit

einer Studie auf: Die Zahl gewaltbedingter Einlieferungen ins Insel-Notfallzentrum nahm seit 2001 markant zu. Inzwischen überblickt er einen Zeitraum von 10 Jahren. Die gute Nachricht ist: Die Zahl der Einlieferungen ist nicht weiter gestiegen. Die schlechte Nachricht: Sie ist seit 2007 aber auch nicht gesunken. «Die Zahl bleibt stabil», sagt Exadaktylos. Besonders bedenklich: Es dominieren Kopfverletzungen: Schädelverletzungen, Hirnerschütterungen, Augenverletzungen.

Der schlimme Postgasse-Fall sei in Bern zwar «bis jetzt ein seltenes Phänomen geblieben», sagt Exadaktylos. Doch 10 Jahre später wird, wie damals, gegen Köpfe geschlagen und getreten, als wüsste man von nichts. Mit Vorträgen an Berufsschulen versuchen Exadaktylos und seine Leute beharrlich, die Jungen über die lebensgefährlichen Risiken aufzuklären.

Abgestumpfte Behörden

Die Aggression, die 2003 noch zu einem Aufschrei führte, gehört heute zum nächtlichen Ausgangsklima in Berns Gassen. Diesen Eindruck haben auch Anwälte des Postgasse-Prozesses von damals.



Aristomenis Exadaktylos, Chefarzt Notfallzentrum, Inselspital Bern

«Die Zahl der Gewaltverletzungen bleibt stabil. Sie ist nicht gesunken. Und es dominieren Kopfverletzungen.»

Aristomenis Exadaktylos

Sie sind als Juristen nach wie vor mit Gewaltdelikten konfrontiert und nahe dran an Opfern oder Tätern. «Fast jedes Wochenende kommt es in der Partymeile Aarbergergasse zu gewalttätigen Übergriffen», sagt Fürsprecher Manuel Rohrer. Doch die Behörden seien abgestumpft. Es mache den Anschein, dass viele Fälle nicht mit genügend Nachdruck verfolgt und oft genug mit einem simplen Strafbescheid erledigt würden. Auch die Medien berichteten kaum mehr.

Aus der Postgasse-Tat seien zu wenig Lehren gezogen worden, findet Fürsprecher Jörg Zumstein: «Die Politik versagt.» Dass ein halber Liter Bier für 50 Rappen verkauft werde, sei nicht richtig. Und es sei gefährlich: «Fast jeder Gewaltexzess von Jugendlichen hat mit Alkohol zu tun.» Zumstein ist «klar dafür, die Konsumfreiräume in unserer 24-Stunden-Gesellschaft wieder einzuschränken». Die Polizeistunde wieder einzuführen, den Alkoholverkauf an Junge einzuschränken. «Nun mal ehrlich», fragt der Rechtsanwalt, «was bringt es noch, zwischen halb zwei und fünf Uhr morgens ange-trunken herumzuhängen?»

Doch die Anwälte sind sich über die Vorgehensweise nicht einig, genauso wenig wie die Politiker. Das gesellschaftliche Phänomen des ausufernden Nachtlebens löse man nicht mit Verboten und auch nicht mit Strafrecht, findet Lukas Bürge, Fürsprecher und zwischenzeitlich auch Kriminologe: «Wir sollten den jungen Leuten vielmehr einen sozialen Empfangsraum bereitstellen. Dazu gehören genügend Freizeitangebote ausserhalb von Clubs und die Unterstützung der Eltern.» Jugendgewalt gehöre zu einer Gesellschaft und werde nie ganz verschwinden, schliesst Lukas Bürge realistisch und illusionslos, schon die alten Griechen hätten sich über die Verrohung der Jugend beklagt.

Kaum Antworten gefunden

Auf das, was vor 10 Jahren in der Postgasse passiert sei, habe man bis heute nicht sonderlich viele Antworten gefunden, bilanziert Ueli H., Bruder des Postgasse-Opfers. Dabei verursache jede Gewalttat neben menschlichem Leid auch grosse Kosten. Auf rund vier Millionen Franken bezifferte die Unfallversicherung den Gesamtschaden nach der Postgasse-Tat. Dazu kommen die Unsummen, die der Strafvollzug der Täter kostet. Angst hat Ueli H. heute nicht, wenn er abends unterwegs ist. Aber er bleibt wachsam, wenn er gewissen Gruppen von Jugendlichen begegnet.

Für das Postgasse-Opfer selber, den Lehrer S.H., kommen seltene Expertendiskussionen und Politikermassnahmen zu spät. Er versucht, sich so gut wie möglich zu schützen: «Gottlob nehme ich seit dem Überfall die Wut auf das, was meiner Familie und mir angetan wurde, nicht vollkommen wahr», schreibt S.H. Es überwiege die Dankbarkeit, dass ihm Angehörige und «viele gute Mitmenschen und Institutionen» sehr geholfen hätten. Das Mail des Postgasse-Opfers schliesst mit dem Appell, «zukünftige Opfer zu vermeiden».

Juristische Normalität

Die höchsten Schweizer Richter scheint die Wut über Gewaltübergriffe 10 Jahre nach dem Postgasse-Schock nur noch wenig zu beherrschen. Heute müsse man damit rechnen, zusammengeschlagen zu werden, wenn man 20-Jährigen, die einen provozierten, den Stinkefinger zeige, urteilte das Bundesgericht Anfang April in einem Fall aus der Stadt Zürich. Und kürzte dem Opfer einer Prügelattacke das Krankentagegeld. Das Ungeheure ist normal geworden.

«On and on, the rain will say, how fragile we are», singt der vom Berner Gerichtspräsident am Postgasse-Prozess zitierte Rockstar Sting gegen Ende seines Songs. Der Regen werde uns immer wieder erzählen, wie zerbrechlich wir sind. Es bleibt doch nur eine Liedzeile gegen den Schrecken. *Susanne Wenger*

zeitpunkt@bernerzeitung.ch

Zwei Tage nach dem Postgasse-Überfall

DER FALL H. D. In einem Jugendheim in der Region Bern wurde eine Sozialarbeiterin bloss zwei Tage nach dem Postgasse-Überfall attackiert und verletzt. 10 Jahre später berichtet sie. Erschüttert.

Was H. D. vor 10 Jahren geschah, stand damals im Schatten des Postgasse-Falls. Die Zeitungen berichteten nur klein darüber, obwohl auch das Leben der ausgebildeten Sozialarbeiterin durch eine Gewalttat aus den Fugen geriet. 10 Jahre später zieht die heute 62-Jährige in einem Café an der Aare und erzählt. Sie wirkt warmerherzig und präsent. Damit sie sich sicher fühlt, hat sie einen Platz am Rand gewählt, von dem aus sie den Raum überblicken kann. Im Verlauf des Gesprächs weint sie oft. «Seit dem Überfall habe ich meine Tränen nicht mehr unter Kontrolle. Sie kommen einfach, wenn mich etwas berührt.»

Besonders den Mut, der sie als Berufsfrau einst auszeichnete, vermisst H. D. heute an sich. Früher sei sie eingestanden für ihre Klientinnen und Klienten – von Gewalt getroffene Frauen, Jugendliche in schwierigen Situationen «Heute könnte ich das nicht mehr». H. D. gab ihre Stelle auf, obwohl die Sicherheitsvorkehrungen in Jugendheimen heute besser seien. Die IV sprach ihr nach der Gewalttat eine halbe Rente zu.

Als Gewaltopfer erlebte H. D. einen jahrelangen Formulkrieg, der nur mithilfe eines Anwalts zu bewältigen gewesen sei. Nach einer Auszeit und Arbeitslosigkeit fand sie eine Teilzeittelle als Sozialarbeiterin im Bereich der Selbsthilfe. Aber in einem anderen Kanton. Bern kehrte sie vorerst den Rücken.

In der Therapie lernt H. D. heute, Wut zuzulassen. Als verständnisvolle Sozialarbeiterin neigte sie lange Zeit dazu, die Tat der jungen Männer zu erklären: «Ich kannte doch ihre Leidensgeschichten.» So blieb die Wut «schön unten in intellektuellen Deckeln». Doch heute weiss sie: «Wut ist auch Lebenskraft.» Zentral für Gewaltopfer sei es, die Opferrolle irgendwann zu verlassen: «Ich konnte nicht entscheiden, ob ich Opfer werde», sagt H. D., «aber ich kann entscheiden, ob ich Opfer bleibe.»

Dass 48 Stunden zuvor an der Berner Postgasse ebenfalls jemand überfallen worden war, erfuhr H. D. erst später von der Polizei. Aufgrund der gemeinsamen Erfahrung kam es in den folgenden Jahren zu Kontakten zwischen ihr und den Angehörigen des Postgasse-Opfers. Heute gehört H. D. dort zur Familie. Doch diesen Teil der Geschichte möchten die Beteiligten im Privaten belassen.

Die Frage, was zu tun sei gegen Jugendgewalt, beschäftigte H. D. früher als Fachfrau. Dann traf es sie persönlich. Sie bleibt dabei: «Wesperrnen löst das Problem nicht. Im Gefängnis lernen die Jungen punkto Kriminalität noch dazu. Man muss viel früher intervenieren.» Heutzutage müssten Eltern Angst haben, dass ihre Söhne im Ausgang Opfer von Gewalt werden: «Das ist doch erschreckend. Das darf doch nicht sein.» *Susanne Wenger*

in der Kasse liege, genau meiner Gage entspräche.

Wenn mein Manager beim Geldzählen feststellen würde, dass ein Teil der Gage fehle, dann würden wir das Theater gleich wieder überfallen müssen und beim zweiten Mal sicher auch weniger zimperlich vorgehen als beim ersten Überfall.

Die Theaterleiterin fragt mich, ob das mein Ernst sei. «Natürlich nicht!», antworte ich entrüstet. «Schade», sagt sie, sie hätte das positiv gesehen.

Andreas Thiel

Andreas Thiel (zeitpunkt@bernerzeitung.ch) ist Satiriker und lebt zeitweise in Indien.

Wer in der Stadt wohnt und arbeitet, braucht kein Auto. Das war sehr lange meine Überzeugung. Aber wie es mit vielen hehren Prinzipien geht, werden sie mit der Zeit von praktischen Gedanken überholt. Inzwischen fände ich ein Auto super. Man könnte damit Ausflüge in Landbeizen machen und Roadtrips nach Italien, Gepäck hinten rein, Glacepapierchen auf den Boden, Mitsingen zur Musik. Im Zug undenkenbar. Das Auto ist das fahrende autonome Kulturzentrum für jedermann. Ein bisschen Freiheit für Bünzlis.

Wenn es nur nicht so viel Pflege bedürftel! Das Auto ist wie ein Hund. Es braucht einen Platz und will gehegt werden, ist oft gefährlich, produziert viel Dreck, kostet unendlich und hat immer irgendwas.

BernBabyBurn



Sarah Pfäffli

Labil statt mobil

«Mobility ist die Lösung!», höre ich jetzt. Blubbblü. Da kann man gleich den Zug nehmen, so umständlich ist es. Zu diesem Verein möchte ich nicht gehören. Im Breitenraum kommen die Leute mit dem Velo zum Mobility-Parkplatz, fahren in die Ikea, kehren zurück und laden dann die vollen Ikea-Taschen aufs Velo, statt das Zeugs zuerst heimzufahren. Alles schon beobachtet. Zudem wird man im Mobility-Auto ständig als schlechter Fahrer beschimpft. Nein. Ich will kein Mitglied bei Mobility sein.

Ich bin eher der Typ Lability. Eigentlich will ich auch gar kein Auto, sondern Freunde mit Auto.

Sarah Pfäffli (30, bernbabyburn@gmail.com) und Fabian Sommer schreiben hier abwechselungsweise, was in ihrer Stadt echt brennt. Sie aus Bern, er aus Biel.

SCHACH

Problem Nr. 721
L. Sarkitz (1963)



Weiss zieht und setzt in 2 Zügen matt

Fragen an: Thomas Wälti, Berner Zeitung BZ, Schach, Postfach 5434, 3001 Bern;

Lösung Problem Nr. 720

1. Tc4 und Schwarz kann das Matt nicht verhindern.
Z.B.: 1. ... Lxh4
2. Ké4 oder Ké3 matt; 1. ... Dd5+
2. Ké3 matt; 1. ... Dxb5 2. Kg2 oder Ké3 matt.

Noch eine Stunde bis zur Vorstellung. Ich überlege mir, ob man ein Geschäft mit dem Wasser aus dem See Genezareth machen könnte. Das Wasser liesse sich in Flaschen abfüllen und als Wunderheilmittel vermarkten, wenn man sagen würde, man hätte es genau an jener Stelle dem See entnommen, wo Jesus über das Wasser gegangen war.

Während des Schreibens fällt mir in der Theaterbar plötzlich auf, dass alle Buchstaben auf der Tastatur weiss auf schwarz gedruckt sind. Was hat das zu bedeuten? Muss ich jetzt negativ schreiben, damit es nachher in der Zeitung positiv gelesen werden kann? Zum Glück hat mein Notebook eine Tastatur, sonst könnte ich meine Gedanken gar nicht aufschreiben.

Rosarote Eisenbahn



Andreas Thiel

Unernst ist positiv

Am Nebentisch verpeist eine Dame mit Perlenkette auf der Brust eine Perlhuhnbrust. Der Mann gegenüber macht sich über ein Beefsteak Tatar her. Wie er es haben möchte, hat der Kellner gefragt. «Körpertemperatur», war seine Antwort, «und nicht zu scharf, sonst kriegt es Wallungen beim Schlucken».

Aus dem Deckenlautsprecher über ihrem Tisch rieseln Schlachthofgeräusche von panisch kreischenden Tieren auf das Ehepaar nieder. Das ist eine Auflage des Bundesamtes für Prävention. Wer öffentlich Fleisch verzehrt, muss dabei mit Schlachthofgeräuschen beschallt werden, damit er dabei wenigstens ein schlechtes Gewissen hat.

Die Theaterleiterin fragt mich, ob ich die Gage bar ausbezahlt haben möchte.